

Victor Hugo
Les Misérables
Die Elenden

Victor Hugo

LES MISÉRABLES

Die Elenden

Roman

Aus dem Französischen
von G. A. Volchert

Anaconda

Titel der französischen Originalausgabe: *Les Misérables* (Paris 1862).
Die deutsche Übersetzung von G. A. Volchert folgt der Ausgabe *Die Elenden*.
Band 1 und 2. Leipzig: Hesse & Becker Verlag o. J. [1923].
Der Text wurde den Regeln der neuen Rechtschreibung angeglichen
und behutsam überarbeitet.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: nach Emile Antoine Bayard (1837–1891), »Cosette«,
illustration from *Les Misérables* by Victor Hugo (1862),

Private Collection / bridgemanart.com

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0042-9

www.anacondaverlag.de

INHALT

ERSTER TEIL: FANTINE	9
Erstes Buch: Ein Gerechter	11
Zweites Buch: Der Fehltritt	72
Drittes Buch: Im Jahr 1817	128
Viertes Buch: In schlechten Händen	154
Fünftes Buch: Dem Abgrund zu	168
Sechstes Buch: Javert	210
Siebentes Buch: Der Fall Champmathieu	222
Achstes Buch: Der Rückschlag	293
ZWEITER TEIL: COSETTE	313
Erstes Buch: Waterloo	315
Zweites Buch: Die Orion	361
Drittes Buch: Das eingelöste Versprechen	374
Viertes Buch: Das Gorbeau'sche Haus	424
Fünftes Buch: Eine stumme Meute	434
Sechstes Buch: Das Kloster Petit-Vicpus	458
Siebentes Buch: Eine Parenthese	477
Achstes Buch: Die Kirchhöfe nehmen, was man ihnen gibt	488
DRITTER TEIL: MARIUS	537
Erstes Buch: Ein Atom von Paris	539
Zweites Buch: Ein Mann von altem Schrot und Korn	553
Drittes Buch: Großvater und Enkel	561
Viertes Buch: Die Freunde des Abc	590

Fünftes Buch: Die Vorteile des Unglücks	610
Sechstes Buch: Die Zusammenkunft zweier Sterne	630
Siebentes Buch: Patron-Minette	649
Achtes Buch: Der böse Arme	656
VIERTER TEIL: EINE IDYLLE UND EINE EPOPÖE	735
Erstes Buch: Ein wenig Geschichte	737
Zweites Buch: Eponine	769
Drittes Buch: In der Rue Plumet	786
Viertes Buch: Hilfe, die von unten ausgeht und von oben ankommt	819
Fünftes Buch: Schlechter Anfang, gutes Ende	829
Sechstes Buch: Der kleine Gavroche	846
Siebentes Buch: Die Gaunersprache	880
Achtes Buch: Freud und Leid	894
Neuntes Buch: Wohin?	929
Zehntes Buch: Am 5. Juni 1832	937
Elfte Buch: Eine Winzigkeit, die sich mit dem Orkan verbrüdet	961
Zwölftes Buch: Corinthe	972
Dreizehntes Buch: Marius unter den Insurgenten	997
Vierzehntes Buch: Die Großtaten der Verzweiflung	1004
Fünfzehntes Buch: Die Rue de l'Homme-Armé	1019
FÜNFTER TEIL: JEAN VALJEAN	1035
Erstes Buch: Eine Schlacht zwischen vier Wänden	1037
Zweites Buch: Das Innere des Leviathan	1114
Drittes Buch: In den Regionen des Kots	1133
Viertes Buch: Javert gerät aus seinem Gleis	1179
Fünftes Buch: Enkel und Großvater	1194
Sechstes Buch: Eine schlaflose Nacht	1230
Siebentes Buch: Der letzte Tropfen des Kelches	1257
Achtes Buch: Es nachtet schwärzer	1284
Neuntes Buch: Durch Nacht zum Licht	1298
NACHTRAG	1337

Solange kraft der Gesetze und Sitten eine soziale Verdammnis existiert, die auf künstlichem Weg, inmitten einer hoch entwickelten Zivilisation, Höllen schafft und noch ein von Menschen gewolltes Fatum zu dem Schicksal, das von Gott kommt, hinzufügt; solange die drei Probleme des Jahrhunderts, die Entartung des Mannes durch das Proletariat, die Entsittlichung des Weibes infolge materieller Not und die Verwahrlosung des Kindes, nicht gelöst sind; solange in gewissen Regionen eine soziale Erstickung möglich sein wird, oder mit anderen Worten und unter einem allgemeineren Gesichtspunkt betrachtet, solange auf der Erde Unwissenheit und Elend bestehen werden, dürften Bücher wie dieses nicht unnütz und unnötig sein.

Hauteville House, 1. Januar 1862

ERSTER THEIL
Fantine

ERSTES BUCH

Ein Gerechter

I.

Myriel

Im Jahr 1815 war Charles François Bienvenu Bischof von Digne. Er zählte damals fünfundsiebzig Jahre und hatte sein hohes Amt seit 1806 inne.

Letzterer Umstand steht eigentlich in keiner wesentlichen Beziehung zu dem Inhalt unserer Erzählung, aber vielleicht ist es nicht überflüssig – und wäre es auch nur der Genauigkeit wegen –, hier zu berühren, was über ihn bei seiner Ankunft in der Diözese erzählt und gemutmaßt wurde. Was man von einem Menschen sagt, spielt ja, gleichviel ob es wahr oder falsch ist, in seinem Leben oft eine ebenso wichtige Rolle wie seine Taten und Handlungen. Myriel war der Sohn eines Parlamentsrats der Stadt Aix, gehörte also zum Beamtenadel. Man erzählte sich, sein Vater, der ihm sein Amt vererben wollte, habe ihn schon, als er erst achtzehn oder zwanzig Jahre alt war, verheiratet, wie dies beim Parlamentsadel gebräuchlich war. Trotz dieser Heirat hätte aber Charles Myriel viel von sich reden gemacht. Er war gut gewachsen, wenn auch von kleiner Statur, hielt sehr auf sein Äußeres, hatte feine Manieren und viel Geist und brachte den ersten Abschnitt seines Lebens mit weltlichen Zerstreungen und Liebesabenteuern hin.

Da brach die große Revolution von 1789 aus, und alsbald wurden auch die Familien des Parlamentsadels in den Strudel hineingerissen und dezimiert, aus dem Land gejagt, verfolgt, auseinandergesprengt. Auch Charles Myriel emigrierte gleich zu Anfang der Revolution nach Italien. Hier starb seine Frau an einer Brustkrankheit, an der sie schon seit Jahren gelitten hatte. Kinder hatten sie nicht. War es der Zusammenbruch der

alten Weltordnung, der Niedergang seiner Familie, die Dramen des Schreckensjahres 1793, die den Emigrierten aus der Ferne noch entsetzlicher erschienen, als sie in Wirklichkeit waren, kurz: Waren es die äußerlichen Umwälzungen, die ihn der Welt und ihren Freuden entfremdeten? Oder traf mitten in dem Strudel seiner Vergnügungen ihn persönlich ein Unglück, das die tiefsten Tiefen seines Herzens aufwühlte und seinem Denken eine andere Richtung wies? Diese Fragen wusste niemand zu beantworten; nur so viel stand fest, dass er, aus Italien zurückgekehrt, Priester war.

Im Jahr 1804 war Myriel Pfarrer von Brignolles, wo er ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Zu dieser Zeit, kurz nach Napoleons Kaiserkrönung, kam er einmal behufs Erledigung eines Amtsgeschäftes nach Paris und musste unter anderen auch dem Kardinal Fesch seine Aufwartung machen. Während nun unser wackerer Pfarrer im Vorzimmer wartete, kam zufällig auch der Kaiser, um den Kardinal, seinen Oheim, zu besuchen. Ihm fiel ein gewisser Ausdruck von Neugierde auf, mit dem die Augen des Pfarrers ihm folgten, und sich umwendend fragte er barsch:

»Wer ist denn der gute Mann, der mich so ansieht?«

»Majestät, sagte Myriel, sehen einen guten und ich einen großen Mann. Beide Teile können profitieren.«

Der Kaiser fragte nachher den Kardinal sofort nach dem Namen dieses Pfarrers, und kurze Zeit darauf erfuhr Myriel zu seiner großen Verwunderung, dass er auf den Bischofssitz von Digne berufen sei.

Im Übrigen wusste niemand, ob an den Gerüchten, die über Myriels Vorleben in Umlauf waren, etwas Wahres sei. Nur wenige hatten seine Familie gekannt.

Selbstredend ging es Myriel wie jedem neuen Ankömmling in jeder Kleinstadt, wo jedermann einen Mund zum Reden, aber nur wenige ein Hirn zum Denken haben. Er musste die Leute reden lassen, obgleich und weil er Bischof war. Was man sich über ihn erzählte, waren nur Reden, nur leeres Wortgeklingel, und als er neun Jahre in Digne residiert hatte, war all der Klatsch, der anfangs alle kleinen Geister in dieser kleinen Stadt in große Aufregung versetzt hatte, der Vergessenheit anheimgefallen. Niemand wagte mehr davon zu sprechen, niemand ihn zu gehässigen Zwecken auszubeuten.

Myriel brachte nach Digne ein altes Fräulein namens Baptistine mit, die seine Schwester und zehn Jahre jünger war als

er. Die ganze Dienerschaft der beiden Geschwister bestand in einer Magd desselben Alters wie Mademoiselle Baptistine, namens Madame Magloire, die ehemals nur die »Magd des Herrn Pfarrers« gewesen und nun zugleich als Kammerfrau von Mademoiselle Baptistine und als Wirtschafterin Seiner Bischöflichen Gnaden fungierte.

Mademoiselle Baptistine war eine hochgewachsene, blasse, hagere Dame von sanftem Wesen, eine Verkörperung all dessen, was ein weibliches Wesen achtenswert macht; denn auf Ehrfurcht Anspruch erheben darf ja wohl nur das Weib, das Mutter ist. Hübsch war sie nie gewesen, aber da ihr ganzes Leben mit Werken frommer Liebestätigkeit ausgefüllt worden war, so war jetzt über ihre äußere Erscheinung ein Art lichter Klarheit ausgegossen, etwas, das man die Schönheit des Gemüts nennen kann. Was in ihrer Jugend Magerkeit gewesen, hatte sich jetzt zu engelhafter Durchsichtigkeit verklärt. Sie war mehr Seele noch als jungfräuliches Weib, gleichsam ein Schatten mit so viel Körper, dass man ihm noch ein Geschlecht beilegen konnte; ein wenig Stoff, der einen lichten Glanz einhüllte. Dazu große Augen, die sie immer zur Erde gesenkt hielt, als suche diese Seele einen Vorwand, noch hienieden zu verweilen.

Madame Magloire war eine kleine, dicke Alte, die immer keuchte, weil sie sich im Haus tüchtig tummelte, und zweitelte, weil sie engbrüstig war.

Als Myriel seinen Einzug in Digne hielt, wurde er mit den üblichen hohen Ehrungen, gemäß den kaiserlichen Dekreten, laut denen die Bischöfe im Rang unmittelbar den Brigadegenerälen folgen, in dem bischöflichen Palast installiert. Der Maire und der Präsident machten ihm zuerst ihre Aufwartung, und er seinerseits besuchte zuerst den General und den Präfekten. Dann, nachdem die Installation vollzogen war, wartete die Stadt, wie ihr neuer Bischof seines Amtes walten würde.

II.

Monsieur Myriel wird der Monsieur Bischof Bienvenu

Der bischöfliche Palast in Digne lag neben dem Hospital. Es war ein großes, schönes Gebäude, das zu Anfang des 18. Jahr-

hundreds von Henri Puget, Doktor der Theologie und 1712 Bischof von Digne, errichtet worden war. Alles in diesem wahrhaft fürstlichen Schloss war in großem Stil angelegt: die Wohnzimmer des Bischofs, die Säle, die Kammern, der große Ehrenhof nebst den Wandelgängen, die sich, von altflorentinischen Arkaden überwölbt, um ihn herumzogen, die mit herrlichen Bäumen bepflanzten Gärten. In dem Speisesaal, einer langen und prachtvollen Galerie, die im Erdgeschoss gelegen war und sich zu den Gärten hinaus öffnete, hatte einst Henri Puget sieben hohe Würdenträger der Kirche feierlichst bewirtet. Die Bildnisse dieser sieben Ehrfurcht gebietenden Prälaten schmückten den Saal, und das denkwürdige Datum, der 29. Juli 1714, war mit goldenen Buchstaben auf einer weißen Marmortafel eingegraben.

Das Hospital war ein enges, niedriges, einstöckiges Haus mit einem kleinen Garten.

Drei Tage nach seiner Ankunft besichtigte der Bischof das Hospital. Nach Beendigung der Visitation ließ er sofort den Direktor zu sich bescheiden.

»Herr Direktor, redete er ihn an, wie viel Patienten haben Sie gegenwärtig?«

»Sechszwanzig, Eure Bischöfliche Gnaden.«

»So viele habe ich auch gezählt«, bemerkte der Bischof.

»Die Betten«, hob der Direktor wieder an, »stehen recht dicht aneinander.«

»Das ist mir auch aufgefallen.«

»Statt Säle haben wir nur Stuben, die schwer zu lüften sind.«

»Das scheint mir auch so.«

»Und fällt einmal ein Sonnenstrahl in den Garten, so ist er zu klein, die vielen Rekonvaleszenten zu fassen.«

»Das habe ich mir auch gesagt.«

»Wenn Epidemien umgehen, wie zum Beispiel dieses Jahr der Typhus und vor zwei Jahren Friesel und Schweißfieber, haben wir bisweilen an die hundert Kranke und wissen dann nicht, wo wir mit ihnen hinsollen.«

»Der Gedanke ist mir auch in den Sinn gekommen.«

»Aber all diesen Übelständen ist nun einmal nicht abzuhelfen«, sagte der Direktor. »Man muss sich fügen.«

Dieses Zwiegespräch fand in dem Speisesaal des Erdgeschosses statt.

Der Bischof schwieg einen Augenblick und wandte sich dann wieder an den Direktor mit der hastigen Frage:

»Herr Direktor, wie viele Betten, meinen Sie, würde wohl dieser Saal allein schon fassen?«

»Der Speisesaal, Eure Bischöfliche Gnaden?«, rief der Direktor in maßlosem Erstaunen.

Der Bischof überschaute den Saal und schien mit den Augen Messungen anzustellen.

»Zwanzig Betten würden hier wohl Platz finden«, flüsterte er leise, als spreche er für sich. Dann, zu dem Direktor gewandt, fuhr er laut fort:

»Ich will Ihnen was sagen, Herr Direktor. Es liegt offenbar ein Irrtum vor. Ihr seid sechsundzwanzig Menschen in fünf bis sechs winzigen Zimmerchen. Unserer sind hier drei, und wir haben Platz für sechzig. Da liegt ein Irrtum vor, sage ich Ihnen noch einmal. Sie haben meine Wohnung und ich die Ihrige. Geben Sie mir mein Haus wieder. Sie gehören hierhin.«

Am folgenden Tag waren die sechsundzwanzig armen Kranken in dem Palast des Bischofs untergebracht und der Bischof in das Krankenhaus übergesiedelt. Myriel hatte, da seine Familie durch die Revolution ruiniert war, kein Vermögen. Seine Schwester bezog eine Leibrente von fünfhundert Francs, die seinerzeit im Pfarrhaus für ihre persönlichen Bedürfnisse ausgereicht hatten. Myriel erhielt vom Staat als Bischof ein Gehalt von fünfzehntausend Francs. Über diese Summe verfügte Myriel laut einer von ihm selber aufgestellten Rechnung, deren Original uns vorliegt, ein für alle Mal folgendermaßen:

Ausgaben für meinen Haushalt	
Für das kleine Seminar	1500 Francs
Für die Missionskongregation	100 Francs
Für die Lazaristen zu Montdidier	100 Francs
Für das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris	200 Francs
Für die Kongregation des Heiligen Geistes	150 Francs
Für die religiösen Anstalten im Heiligen Land	100 Francs
Für die Frauenvereine zur Unterstützung armer Wöchnerinnen	300 Francs
Für den Verein in Arles außerdem noch	50 Francs
Für die Verbesserung der Gefängnis- einrichtungen	400 Francs
Zur Unterstützung und Befreiung Gefangener	500 Francs

Für die Befreiung von Familienvätern aus dem Schuldgefängnis	1000 Francs
Zuschuss zu den Gehältern der armen Schullehrer der Diözese	2000 Francs
Für das Getreidemagazin der Oberalpen .	100 Francs
Für die Kongregation der Damen von Digne, Manosque und Sisteron zur Erteilung von unentgeltlichem Unter- richt an bedürftige Mädchen	1500 Francs
Für die Armen	6000 Francs
Für meine persönlichen Ausgaben	1000 Francs
	<u>Summa 15 000 Francs</u>

An dieser Einrichtung »seines sogenannten Haushalts« änderte er nichts, solange er den Bischofssitz zu Digne innehatte.

Dieser Anordnung unterwarf sich auch Mademoiselle Baptistine ohne den geringsten Widerspruch. Für diese fromme Dame war Myriel nicht allein ihr Bruder, sondern auch ihr Bischof, ein Freund, den die Natur ihr zugesellt, und ein Vorgesetzter, den die Kirche ihr übergeordnet hatte. Sie brachte ihm nur Liebe und Ehrfurcht entgegen. Allen seinen Worten pflichtete sie bei; was er tat, hieß sie gut. Nur die Magd, Madame Magloire, murrte ein wenig. Hatte doch der Herr Bischof – wie aus der oben angeführten Rechnung erhellt – sich nur tausend Francs vorbehalten, was mit Mademoiselle Baptistines Pension fünfzehnhundert Francs jährlich ergab. Mit diesen fünfzehnhundert Francs bestritten die beiden Frauen und der alte Herr ihren ganzen Lebensunterhalt.

Und wenn ein Dorfpfarrer nach Digne kam, brachte es der Bischof noch fertig, ihn anständig zu bewirten, dank Madame Magloires großer Sparsamkeit und Mademoiselle Baptistines weiser Haushaltungskunst. Eines Tages – er war damals seit etwa drei Monaten in Digne – sagte der Bischof:

»Meine Einkünfte wollen doch gar nicht recht ausreichen!«

»Das wollte ich meinen!«, rief Madame Magloire. »Wenn Eure Bischöfliche Gnaden sich wenigstens noch das Geld auszahlen ließen, das Ihnen das Departement als Vergütung für Equipage und Reiseunkosten schuldig ist. Die Vorgänger Eurer Bischöflichen Gnaden haben es doch immer so gehalten!«

»In der Tat, Sie haben recht, Madame Magloire«, stimmte ihr der Bischof bei und reichte ein Gesuch bei der Stadtverwaltung ein.

Der Generalrat zog auch das Gesuch in Erwägung und warf einen Posten von dreitausend Francs jährlich aus, als Vergütung der Unkosten, die der Herr Bischof für seine Equipage in der Stadt und für seine Reisen mit der Post zu bestreiten habe.

Natürlich erhoben die Freidenker ein Zetergeschrei, und ein Senator namentlich, ein ehemaliges Mitglied des Rats der Fünfhundert, der dem Staatsstreich vom 18. Brumaire zugestimmt und von Napoleon ein bei Digne gelegenes großes Gut als Dotation erhalten hatte, erließ an den Kultusminister Bigot de Préameneu ein entrüstetes Schreiben, dem wir folgende Zeilen entnehmen:

»Wozu eine Equipage in einer Stadt, die keine viertausend Einwohner hat? Und Unkosten für Rundreisen? Was sollen denn solche Rundreisen für einen Zweck haben? Und wie reist man denn per Post in einem Gebirgsland? Wir haben hier ja überhaupt keine Chaussees. Man reist hier nur zu Pferd. Kaum dass die Brücke über die Durance bei Château-Arnoult ein Ochsenfuhrwerk tragen kann! Aber so sind die Priester alle! Geldgierig und geizig. Der hier hat anfangs den Heiligen gespielt. Jetzt macht er's wie die anderen. Er muss in einer Equipage fahren und in einer Postkutsche reisen! Er braucht Luxus wie die Bischöfe des alten Regimes. Oh, über dieses Pfaffengeschmeiß! Glauben Sie mir, Herr Graf, ehe uns der Kaiser die Schwarzröcke nicht vom Hals schafft, werden die Zustände nicht besser. Nieder mit dem Papst! (Frankreich stand damals mit Rom auf gespanntem Fuße). Ich für mein Teil bin dafür, dass Cäsar allein regiert. Usw. usw.«

Desto mehr freute sich Madame Magloire.

»So ist's recht, sagte sie zu Mademoiselle Baptistine. Seine Bischöfliche Gnaden haben bis jetzt nur für andere gesorgt, aber schließlich haben Sie doch endlich auch an sich denken müssen. Die Armen sind nun versorgt, und die dreitausend Francs bleiben für uns. Es war auch Zeit, dass wir was kriegten!«

Am Abend desselben Tages stellte der Bischof wieder eine Rechnung auf und gab sie seiner Schwester. Sie lautete folgendermaßen:

Unkosten für Equipage und Amtsreisen	
Zu Bouillon für die Kranken	
unseres Hospitals	1500 Francs
Für den Frauenverein zu Arles	250 Francs
Für den Frauenverein zu Draguignan . . .	250 Francs
Für die Findelkinder	500 Francs
Für die Waisenkinder	500 Francs
	<hr/>
	Summa 3 000 Francs

Das war Myriels Budget.

Was die Nebeneinkünfte anbelangt, die Einnahmen für Abkauf von Aufgeboten, für Dispensationsscheine, Nottaufen, Predigten, Einweihungen von Kirchen und Kapellen, Hochzeiten usw., so trieb der Bischof diese Gelder von den Reichen mit umso größerer Strenge ein, da er sie sämtlich den Armen zuwandte.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit flossen ihm denn auch Liebesgaben in reicher Menge zu. Begüterte und Bedürftige, alle klopfen an Myriels Tür, die einen, um Spenden bei ihm zu hinterlegen, die anderen, um sie in Empfang zu nehmen. Aber so beträchtliche Summen ihm auch durch die Hände gingen, so fand er sich doch nicht veranlasst, seine Lebenshaltung in irgendeinem Punkt zu ändern und sich außer dem Notwendigen auch Überflüssiges zu gestatten.

Im Gegenteil. Da in der menschlichen Gesellschaft allzeit unten mehr Elend als oben Wohltätigkeitssinn vorhanden ist, so war alles schon weggegeben, ehe er es bekommen hatte, so fiel alles wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Man konnte ihm noch so viel Geld geben, nie hatte er etwas. In solchen Fällen gab er noch mehr von dem seinigen her.

Der dankbare Instinkt des Volkes wählte denn auch unter den Vornamen, die sein Bischof dem Brauch gemäß in seinen Erlassen und Hirtenbriefen vollständig aufzählte, denjenigen heraus, der einen bedeutungsvollen Sinn darbot. Die armen Leute nannten ihn nur den *Bienvenu* (»Willkommen«, »Segensreich«). Wir wollen diesem Beispiel folgen und ihn gelegentlich gleichfalls so nennen. Ihm selber sagte übrigens diese neue Bezeichnung zu. »Der Name gefällt mir«, ließ er sich vernehmen. Er mildert, was der Titel »Bischöfliche Gnaden« zu Stolzes hat.«

Dass diese Schilderung, die wir hier entwerfen, die Wahrscheinlichkeit für sich habe, wagen wir nicht zu behaupten, wohl aber ist sie der Wahrheit gemäß.

III.

Ein tüchtiger Arbeiter findet viel zu tun

Der Bischof hatte zwar seine Equipage in Almosen umgewandelt, bereiste aber gleichwohl fleißig seinen Amtssprengel, was mit erheblichen Strapazen verbunden war. Die Diözese Digne ist ein Land mit wenig Ebenen und viel Bergen, dabei fast ohne Chausseen, wie schon erwähnt. Sie umfasst zwei- unddreißig Pfarreien, einundvierzig Vikariate und zweihundertfünfundachtzig Filialkirchen. Dies alles zu bewältigen erforderte keine geringe Summe von Arbeitskraft, die aber unser Bischof aufzubringen verstand. War der betreffende Ort in der Nachbarschaft gelegen, so ging er zu Fuß; in den ebenen Gegenden fuhr er in einer Halbkutsche, im Gebirge ritt er auf einem Maultier. Die beiden Frauen begleiteten ihn gewöhnlich, außer wenn die Strapazen das billige Maß überstiegen. In diesem Fall reiste er allein.

Eines Tages ritt er in Senez, einer alten Bischofsstadt, auf einem Esel ein. Ein anderes Transportmittel hatte er wegen der starken Ebbe, die in seiner Börse aufgetreten war, nicht genehmigen können. Als er nun von seinem Esel abstieg, maß ihn der Bürgermeister, der sich zu seinem Empfang vor dem Bischofspalais eingefunden, mit Blicken, aus denen tiefe sittliche Entrüstung sprach, und einige Vorübergehende, die ihrer Kleidung nach zu urteilen den besseren Ständen angehörten, blieben stehen und lachten.

»Meine Herren, sagte der Bischof, ich kann mir das Motiv Ihres Unwillens denken: Sie finden es anmaßend, dass ein armer Priester sich des Reittiers Jesu Christi bedient. Ich versichere Ihnen aber, ich tue es aus Not, nicht aus Eitelkeit.«

Wohin er auch bei einer solchen Rundreise kam, stets zeigte er sich milde und nachsichtig gegen seine Untergebenen, und in seinen Predigten schlug er vorzugsweise einen gemüthlichen Gesprächston an. Weit hergeholte Gründe und Beispiele liebte er nicht. Dagegen ermahnte er die Leute an einem Ort, sich die Bewohner eines anderen, benachbarten, zum Vorbild zu nehmen. Wo man hart gegen die Bedürftigen war, sagte er zum Beispiel: »Nehmt euch eure Nachbarn in Briançon zum Vorbild. Sie haben den Armen, den Witwen und Waisen die Erlaubnis erteilt, ihre Wiesen drei Tage vor den anderen abmähen zu lassen, und reparieren ihnen ihre Häuser, wenn sie baufällig geworden sind, unentgeltlich. Des-

halb hat aber auch der liebe Gott das Land gesegnet, denn volle hundert Jahre lang ist daselbst kein Mord vorgekommen.«

Zu Leuten, die bei der Ernte zu genau verfahren, sagte er: »Seht euch mal an, wie sie's in Embrun machen. Hat ein Familienvater Söhne beim Militär oder Töchter, die in der Stadt dienen, und kann er wegen Krankheit oder aus einem andern Hinderungsgrund die Einbringung seiner Ernte nicht besorgen, so empfiehlt ihn der Pfarrer der Gemeinde, dann kommen am Sonntag alle Leute aus dem Dorf, die Männer, die Frauen, die Kinder, mähen ihm sein Getreide und schaffen es ihm, Korn und Stroh, in seine Scheune.« –

Zu den Familien, die wegen Geld- und Erbschaftsangelegenheiten uneinig waren, sagte er: »Schaut mal, wie sie's in Devolny anfangen. Es ist das eine raue Gebirgsgegend, wo man den Gesang der Nachtigall kaum ein Mal in fünfzig Jahren zu hören bekommt. In diesem Land also gehen die Söhne, wenn der Vater stirbt, in die Fremde und überlassen das Erbe ihren Schwestern, damit diese sich verheiraten können.« – In den Kantonen, wo viel prozessiert wurde, sagte er: »Nehmt euch die braven Bauern in Queyras zum Vorbild. Es sind ihrer dreitausend Seelen, und die Leute leben dort einträchtig, als bildeten sie eine kleine Republik für sich. Richter und Exekutor gibt's dort nicht. Der Schulze besorgt da alles. Er veranlagt die Steuern, schätzt jeden ein, wie er's vor seinem Gewissen verantworten kann, schlichtet unentgeltlich Streitigkeiten, teilt Erbschaften, ohne Honorar zu fordern, fällt Urteilsprüche, ohne den Leuten Unkosten zu verursachen, und er findet Gehorsam, weil er ein gerechter Mann ist und unter einfachen Leuten lebt.« In den Dörfern, wo kein Schullehrer war, verwies er wieder auf das Beispiel der Bauern in Queyras: »Wisst ihr, wie die's machen? Da ein Dorf mit nur zwölf bis fünfzehn Häusern nicht immer die Mittel besitzt, einen Magister zu ernähren, so tun sich die Bewohner des ganzen Tals zusammen und halten sich Schulmeister. Die gehen von Dorf zu Dorf und geben hier acht, dort zehn Tage lang Unterricht. Diese Magister finden sich ein, wo Jahrmarkt ist, und ich habe selber welche gesehen. Sie sind an den Schreibfedern, die sie in einer Schnurschleife am Hut tragen, zu erkennen. Die nur Unterricht im Lesen erteilen, haben *eine* Feder; die im Lesen und Rechnen unterrichten, zwei; die Lesen, Rechnen und Latein lehren, drei. Diese Letzteren sind

große Gelehrte. Aber welche Schande, unwissend zu sein! Ahmt den Leuten in Queyras nach.«

In dieser eindringlichen und väterlichen Ausdrucksweise pflegte er mit den Leuten zu reden. Und in Ermangelung von Beispielen erfand er Gleichnisse, hob deutlich das hervor, worauf es ankam, und brauchte wenig Redensarten, aber desto mehr bildliche Wendungen, wie Jesus Christus, dessen Beredsamkeit zu Herzen ging, weil sie aus dem Herzen kam.

IV.

Übereinstimmung von Taten und Worten

Im Gespräch war er leutselig und heiter. Er passte sich dem Verständnis der beiden Frauen an, die bei ihm lebten. Lachen konnte er so herzlich wie ein Schulknabe.

Madame Magloire nannte ihn gern »hoher Herr«. Eines Tages nun erhob er sich von seinem Sessel, um ein Buch zu holen, konnte es aber, da es auf einem oberen Regal lag und er von zu kleiner Statur war, nicht langem. Da rief er Madame Magloire: »Bringen Sie mir doch einen Stuhl. Die Hoheit des hohen Herrn reicht nicht bis an das Brett da.«

Eine entfernte Verwandte von ihm, die Gräfin von L^oe, ließ es sich selten entgehen, in seiner Gegenwart die »Hoffnungen« ihrer drei Söhne ausführlich aufzuzählen, nämlich all die Glücksgüter und Vorteile, die sie von reichen alten Verwandten binnen voraussichtlich kurzer Zeit erben würden. Der jüngste Sohn erwartete von einer Großtante ein Jahreseinkommen von nicht weniger als hunderttausend Francs; dem zweiten musste der Herzogstitel seines Oheims zufallen; der älteste hatte Anwartschaft auf die Pairie seines Großvaters. Diesen unschuldigen und verzeihlichen Prahlerien der zärtlichen Mutter hörte meistens der Bischof mit musterhaftem Stillschweigen zu. Bei einer Gelegenheit indes hing er seinen eigenen Gedanken nach, während die Gräfin sich in weitschweifigen Erörterungen all dieser Sukzessionen und »Hoffnungen« erging. Plötzlich brach sie ungeduldig ab und fragte ärgerlich: »Aber, Vetter, woran denken Sie denn?« – »An einen sonderbaren Ausspruch«, versetzte er, »der, wenn ich nicht irre, sich in den Werken des heiligen Augustin findet: ›Setzt eure Hoffnung auf den, dem niemand sukzediert.««

Ein anderes Mal, als er eine Todesanzeige mit einem langatmigen Verzeichnis der Würden des Verstorbenen und der Adelstitel aller Verwandten desselben erhalten hatte, rief er aus: »Was für einen starken Rücken Freund Hein haben muss, dass man ihm so viel gewichtige Titel aufpacken kann, und wie gescheit die Menschen sind, da sie sogar in einem Grab Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Eitelkeit finden!«

Er verstand auch zu spotten, in harmloser Weise, aber fast immer mit einem ernsten Hintergedanken. So kam einmal während der Fastenzeit ein junger Vikar nach Digne und hielt eine recht beredte Predigt über die Mildtätigkeit. Er forderte die Reichen auf, den Armen zu geben, um der Hölle zu entgehen, deren Schrecknisse er ihnen in den grellsten Farben ausmalte, und sich das Himmelreich zu erobern, das er als überaus lieblich und erstrebenswert hinstellte. Diese Schilderung machte auf einen seiner Zuhörer, der im Handel zwei Millionen zusammengerafft hatte, einen so nachhaltigen Eindruck, dass er von seiner Gepflogenheit, niemals Almosen zu geben, abließ und von der Zeit an jeden Sonntag an der Kirchentür eine kleine Kupfermünze für sechs Bettlerinnen spendete. Eines Tages nun, als er wieder diesen Akt hochherziger Mildtätigkeit vollzog, sah ihn der Bischof und bemerkte lächelnd zu seiner Schwester: »Sieh mal, da kauft sich Monsieur Geborand für einen Sou ewige Seligkeit.«

Handelte es sich um Mildtätigkeit, so ließ er sich selbst durch eine abschlägige Antwort nicht abschrecken und verstand es, mit einer treffenden, geistreichen Entgegnung den Widerspenstigen anderen Sinnes zu machen. Einmal sammelte er in einer Gesellschaft für die Armen. Unter den Anwesenden befand sich der Marquis de Champtercier, ein reicher alter Geizhals, der das Kunststück fertiggebracht hatte, zugleich ultraroyalistisch und ultravoltairianisch gesinnt zu sein. Denn es hat auch solche Käuze gegeben. Als der Bischof zu ihm gelangt war, berührte er ihn am Arm und sagte: »Herr Marquis, Sie müssen mir etwas geben.« Der Marquis wandte sich um und antwortete trocken: »Bischöfliche Gnaden, ich habe schon meine Armen.« – »Dann geben Sie mir die«, entgegnete der Bischof.

Eines Tages hielt er im Dom folgende Predigt: »Teuerste Brüder, liebe Freunde, es gibt in Frankreich 1 320 000 Bauernhäuser mit nur drei, 1 817 000 mit zwei Öffnungen, der Tür und einem Fenster, und endlich 346 000 Hütten mit ei-

ner einzigen Öffnung, der Tür. Schuld daran ist etwas, das man die Tür- und Fenstersteuer nennt. Denkt euch nun arme Familien, alte Frauen, kleine Kinder in solchen Behausungen, und stellt euch vor, was für Fieber, was für Krankheiten da herrschen müssen! Gott schenkt, das Gesetz verkauft den Menschen die Luft. Ich klage das Gesetz nicht an, aber Gottes Güte preise ich. In den Departements Isère, Var, Ober- und Unter-alpen haben die Sandleute nicht einmal Schubkarren und tragen den Dünger auf dem Rücken; keine Talglichter, und brennen Kienspäne oder mit Harz bestrichene Stricke. So macht man es in dem ganzen Ober-Dauphins. Das Brot backen sie auf ein halbes Jahr und heizen den Backofen mit getrocknetem Kuhmist. Im Winter zerschlagen sie dies Brot mit der Axt und lassen es vierundzwanzig Stunden in Wasser weichen, um es essen zu können. Seid barmherzig, liebe Brüder; bedenkt, wie viel Elend euch umgibt!«

Als geborener Provenzale war es ihm leicht geworden, sich mit allen südfranzösischen Dialekten gründlich vertraut zu machen. Das gefiel dem gemeinen Volk sehr und trug nicht wenig dazu bei, dass er seine Gedanken dem Verständnis aller näherbringen konnte. Er war in der Hütte und im Gebirge zu Hause. Er verstand es, die erhabensten Dinge mittels der trivialsten Redewendungen auszudrücken, und da er jedermanns Sprache redete, fand er auch Mittel und Wege, seinen Ideen Eingang in jedermanns Herz zu verschaffen.

Übrigens benahm er sich gleich gegen die Vornehmen und Geringen.

Nie übereilte er sich mit Verdammungsurteilen, sondern zog stets die Umstände in Erwägung. »Erst wollen wir uns den Weg ansehen«, pflegte er zu sagen, »den das Vergehen entlang gekommen ist.«

Als »Exsünder«, wie er sich im Scherz nannte, trug er keine Strenge zur Schau und lehrte mit großem Freimut und ohne seine Stirn nach Art der Tugendhelden in finstere Falten zu legen, Grundsätze, die man in folgenden Worten zusammenfassen könnte:

»Der Mensch ist ein Geist, der mit Fleisch bekleidet ist. Dieses Fleisch ist eine Last und eine Versuchung. Der Mensch trägt es und gibt ihm nach.«

»Er soll es im Auge behalten, es zurückdrängen, es niederhalten und ihm nur im äußersten Notfall willfahren. Solch ein Gehorsam kann mit Schuld behaftet sein, aber solch eine

Schuld findet Vergebung. Wer so nachgibt, fällt, aber auf die Knie und kann sich mit Gebet loskaufen.«

»Ein Heiliger zu sein ist die Ausnahme, ein Gerechter zu sein ist die Regel. Irret, fehlet, sündigt, aber seid Gerechte.«

»So wenig Sünde wie möglich, lautet das Gesetz für den Menschen. Gar nicht zu sündigen ist das Ideal des Engels. Alles Irdische ist der Sünde unterworfen. Wir können uns von ihr ebenso wenig frei machen wie von dem Gesetz der Schwere.«

Hörte er ein allgemeines Zetergeschrei, sah er die große Menge ein hastiges Tadelsvotum abgeben, so spottete er: »Hier liegt gewiss eine Sünde vor, die jedermann begeht. Sonst würden die Heuchler es nicht so eilig haben zu protestieren, um den Verdacht von sich abzulenken.«

Gegen die Frauen und die Armen, auf denen mit ihrer ganzen Wucht die menschliche Gesellschaft lastet, war er nachsichtig: »An den Vergehen der Frauen, der Kinder, des Gesindes, der Schwachen, der Bedürftigen und Unwissenden sind die Männer, die Eltern, die Herrschaften, die Starken, Reichen und Gelehrten schuld.«

Ferner: »Die Unwissenden belehret, so gut ihr es vermögt; die Gesellschaft ist zu tadeln, dass sie nicht den öffentlichen Unterricht unentgeltlich erteilen lässt; sie ist verantwortlich für die Finsternis, der sie die Entstehung gibt. Ist eine Seele umnachtet, so schleicht sich die Sünde in sie hinein. Nicht derjenige ist der Schuldige, der die Sünde begeht, sondern der die Nacht geschaffen hat.«

Man sieht, er hatte eine absonderliche und eigene Art, die Dinge zu beurteilen. Ich habe ihn stark in Verdacht, dass er diese Gedanken dem Evangelium entnommen hatte.

Eines Tages war er gerade zugegen, als in einer Gesellschaft von einem Kriminalprozess gesprochen wurde, der damals die Gerichte beschäftigte. Ein armer Mensch hatte sich aus Liebe zu einer Frau und zu dem Kind, das sie ihm geboren, der Falschmünzerei schuldig gemacht, da er sie auf andere Weise vor dem Hungertod nicht zu bewahren wusste. Dieses Verbrechen wurde damals noch in Frankreich mit der Todesstrafe geahndet. Die Frau war bei dem ersten Versuch, ein von dem Mann fabriziertes Geldstück in Umlauf zu setzen, verhaftet worden, aber Beweise, um sie einer Schuld zu überführen, hatte man nicht. Sie allein konnte gegen ihren Liebhaber aussagen und durch ein Geständnis seine Verurteilung ermög-

lichen. Sie leugnete aber aufs Hartnäckigste. Da hatte der Staatsanwalt einen gescheiten Einfall. Er legte der Unglücklichen geschickt ausgewählte Bruchstücke aus Briefen des Mannes vor und brachte sie auf diese Weise zu dem Glauben, sie habe eine Nebenbuhlerin, mit der er sie hintergehe. Da klagte sie, getrieben von sinnloser Eifersucht, ihren Geliebten an und lieferte die nötigen Beweise. Nun war der Mann verloren, und nächster Tage sollte ihm, samt seinen Mitschuldigen, in Aix der Prozess gemacht werden. Dieser Vorfall also bildete den Gegenstand der Unterhaltung, und alle bezeugten das höchste Entzücken über die Schlaueit des Staatsanwalts. Dadurch, dass er die Eifersucht ins Spiel gezogen, auf die Rachsucht der gekränkten Eitelkeit spekuliert, habe er der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Sieg verholfen. All diesen Lobeshebungen hörte der Bischof bis zu Ende schweigend zu. Dann fragte er:

»Vor welches Gericht werden die beiden gestellt werden?«

»Vor die Assisen.«

»Und der Staatsanwalt?«

Wir müssen hier noch einen anderen tragischen Vorfall erwähnen, der sich in Digne zutrug. Es wurde ein Mann wegen Mordes zum Tode verurteilt, ein Unglücklicher, der nicht gerade ein gebildeter Mann, aber auch nicht ganz unwissend war, und der sich als Akrobat und öffentlicher Schreiber sein Brot auf den Jahrmärkten verdiente. Der Prozess erregte große Sensation. An dem Tag vor der Hinrichtung wurde der Gefängnisgeistliche krank, und da man einen Priester brauchte, der den armen Sünder auf seinem letzten Gang begleiten sollte, schickte man nach dem Stadtgeistlichen. Dieser aber weigerte sich, wie es heißt, mit rücksichtsloser Deutlichkeit: »Das geht mich nichts an«, ließ er sich vernehmen, »ich werde es bleiben lassen, mich mit dem Hanswurst zu befassen. Außerdem bin ich selber krank, und es ist überhaupt nicht mein Beruf.« Seine Äußerungen wurden dem Bischof hinterbracht, und dieser sagte: »Der Herr Pfarrer hat recht. Es ist nicht sein Beruf. Aber es ist der meinige.«

Er begab sich auch unverzüglich in das Gefängnis, ließ sich in die Zelle des »Hanswursts« führen, redete ihn mit seinem Namen an, ergriff seine Hand und sprach zu ihm. Den ganzen Tag blieb er bei ihm, versagte sich Essen, Trinken und Schlaf, betete zu Gott für die Seele des Verurteilten und ermahnte den Unglücklichen, seines Seelenheils zu gedenken.

Er predigte ihm die besten Wahrheiten, nämlich die einfachsten. Er sprach mit ihm wie ein Vater, ein Bruder, ein Freund; und kehrte den Bischof nur hervor, um ihn zu segnen. Er unterwies ihn, indem er ihn beruhigte und tröstete. Der Mann sah seinem letzten Augenblick mit Verzweiflung entgegen. Der Tod war ihm ein Abgrund, an dessen Rand er schauernd zurückbebt. Er war nicht so roh, dass er völlig stumpf hätte sein können. Seine Verurteilung hatte ihn bis in sein Innerstes erschüttert und gewissermaßen jene Schranke hier und da niedergerissen, die das Geheimnis der Dinge unseren Blicken entzieht und die wir das Leben nennen. Durch die Breschen blickte er ohne Unterlass über diese Welt hinaus und sah nur Finsternis. Der Bischof aber zeigte ihm ein Licht.

Am anderen Tag, als der arme Sünder geholt wurde, war der Bischof gegenwärtig. Er ging neben ihm und zeigte sich den Augen der Menge im violetten Mantel, mit dem Bischofskreuz am Hals, neben einem mit Stricken gefesselten Verbrecher.

Er stieg mit ihm auf den Karren, stieg mit ihm auf das Schafott. Der Delinquent, der tags zuvor niedergedrückt und verzweifelt gewesen, sah gefasst aus. Er hatte das Gefühl, dass seine Seele Erlösung gefunden und bald mit ihrem Gott vereinigt sein werde. Der Bischof umarmte ihn und sagte in dem Augenblick, als das Fallmesser der Guillotine herabstürzen sollte: »Wen Menschen töten, den lässt Gott wiederauferstehen; wen seine Brüder verjagen, der findet den Vater. Bete, glaube, gehe in das ewige Leben ein: Der Vater ist da, dich aufzunehmen.« Als er vom Schafott wieder herunterstieg, lag in seinem Blick ein Etwas, vor dem die Menge ehrfurchtsvoll zurückwich. Man wusste nicht, was man mehr bewundern sollte, die Blässe oder die Heiterkeit seines Antlitzes. In der bescheidenen Wohnung angelangt, die er scherzend seinen Palast nannte, sagte er zu seiner Schwester: »Ich habe ein feierliches Hochamt gehalten.«

Da das Erhabenste oft am wenigsten Verständnis findet, so legten manche Leute das Verhalten des Bischofs als Affektation aus. Freilich nur Leute aus den besseren Ständen. Das Volk, das Werke der rechten Frömmigkeit nicht missdeutet, war gerührt und bewunderte seinen Bischof.

Was den Bischof anbetrifft, so hatte ihn der Anblick aufs Heftigste erschüttert, und es währte lange, ehe er diesen Eindruck verwand.

Das Schafott weckt in der Tat, wenn man es vor sich aufgerichtet sieht, in der Fantasie unheimliche Gedanken und Bilder. Man kann gleichgültig denken über die Todesstrafe, sich jedes Urteils enthalten; Ja und Nein sagen, solange man die Guillotine nicht mit eigenen Augen gesehen hat; ihr Anblick aber bringt eine mächtige Erschütterung in unserem geistigen Innern hervor und zwingt zur Parteinahme. Die einen bewundern sie dann, wie de Maistre, die anderen verfluchen sie, wie Beccaria. Die Guillotine ist das körperlich gewordene Gesetz, ihr Name ist Rache; sie ist nicht neutral und gestattet nicht, dass man neutral bleibt. Nichts Geheimnisvolleres als der Schauer, der uns bei ihrem Anblick durchzuckt! Alle sozialen Probleme richten um das Fallmesser ihre Fragezeichen auf. Die Guillotine ist eine Vision. Sie ist kein Gerüst, keine Maschine, kein Mechanismus aus Holz, Eisen, Stricken! Sie gleicht einem beseelten, der Tätigkeit fähigen Wesen. Es ist, als sehe, als höre diese Maschine, als habe sie einen Verstand, als seien dieses Holz, dieses Eisen, diese Stricke mit Willen begabt. Die durch ihre Gegenwart geängstigte Fantasie zeigt sie uns als einen Unhold, der mit Bewusstsein handelt. Die Guillotine beteiligt sich an der Tötung, die der Henker vollzieht; sie verschlingt, frisst Menschenfleisch und säuft Blut. Die Guillotine ist ein von dem Richter und dem Zimmermann fabriziertes Ungetüm, ein Gespenst, das sich fortwährend aus dem Tod ein scheußliches Leben schafft.

Deshalb war auch bei dem Bischof der Eindruck ein fürchterlicher und nachhaltiger; am Tag nach der Hinrichtung und viele Tage später sah er niedergedrückt aus. Die Seelenheiterkeit, die noch auf dem Schafott bis zu einer gewaltsamen Höhe angewachsen war, hatte ihn verlassen; ihn peinigte das Phantom der sozialen Gerechtigkeit. Er, der sonst auf seine Handlungen mit ungetrübter Seelenruhe zurückzublicken pflegte, schien sich diesmal Vorwürfe zu machen. Zeitweise stellte er halblaut traurige Betrachtungen an. Einen solchen Monolog belauschte eines Abends seine Schwester und behielt ihn in ihrem Gedächtnis: »Nein, so schauerlich hatte ich es mir nicht vorgestellt. Es ist unrecht, den Blick so fest auf das göttliche Gesetz zu heften, dass man die menschlichen Gesetze darüber vergisst. Den Tod zu geben, hat Gott allein das Recht: Warum befassen sich also die Menschen damit, da ihnen der Tod doch etwas Unbekanntes ist?«

Mit der Zeit wurden diese Eindrücke schwächer und erloschen vielleicht ganz. Nur fiel es auf, dass der Bischof es seitdem vermied, über den Richtplatz zu gehen.

Zu jeder Stunde durfte man Myriel zu Kranken und Sterbenden rufen. Er war sich klar darüber, dass einem solchen Ruf zu folgen die dringendste und wichtigste Obliegenheit seines Amtes war. Zu Witwen und Waisen ging er von selber: Sie brauchten ihn nicht erst zu sich zu bitten. Er vermochte es, stundenlang neben einem Mann, der eine geliebte Frau, bei der Mutter, die ihr Kind verloren, zu sitzen und zu schweigen. Ebenso aber, wie er zu schweigen verstand, passte er auch richtig den Augenblick ab, wo es zu reden galt. Und welch ein Trostspender war er! Nicht dadurch suchte er den Schmerz zu verdrängen, dass er verlangte, man solle ihn der Vergessenheit anheimgeben; nein, er bestrebte sich, ihn zu vertiefen und zu läutern, indem er zu hoffen lehrte. Er sprach: Achtet wohl darauf, wie ihr zu den Toten hinseht. Denkt nicht an das, was verweslich ist. Blickt fest hin, so werdet ihr den lebendigen Glanz dessen, den ihr beweint, droben schauen. Er kannte die Heilkraft des Glaubens, beruhigte die Verzweifelten, indem er sie auf die Geduld und die Ergebung in das Unabwendbare verwies, und lehrte den Schmerz, der auf ein Grab blickt, zudem Himmel emporzuschauen.

V.

Der Bischof Bienvenu trägt seine Soutanen zu lange

Myriels häusliches Leben bewegte sich innerhalb derselben Gedankenwelt wie seine Amtstätigkeit. Die freiwillige Armut, in welcher der Herr Bischof von Digne beharrte, wäre wohl für jeden, der ihn hätte beobachten können, ein würdevolles und anmutendes Schauspiel gewesen.

Wie alle alten Leute und wie die meisten Denker schief er nur wenig. Dafür aber ziemlich fest. Des Morgens gab er sich eine Stunde religiösen Betrachtungen hin, dann las er die Messe entweder im Dom oder in seinem Haus. Nach der Messe nahm er sein Frühstück ein, das aus Roggenbrot und Milch bestand. Dann arbeitete er.

Ein Bischof ist ein sehr beschäftigter Mann. Er muss täglich den Bistumssekretär und beinahe täglich seine Großvikare

empfangen. Er hat Kongregationen zu kontrollieren, Privilegien zu erteilen, alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiet der geistlichen Literatur zu prüfen, wie Mess- und Gebetsbücher, Katechismen usw., Erlasse zu schreiben, Predigten zu autorisieren, Einigkeit zu stiften zwischen Pfarrern und Dorfschulzen, mit Geistlichen und mit den staatlichen Behörden zu korrespondieren. Kurz, tausenderlei Geschäfte.

Die Zeit, die ihm diese vielen Geschäfte, seine Amtsverrichtungen und sein Brevier übrig ließen, widmete er in erster Linie den Armen, den Kranken und Unglücklichen; die Zeit, die ihm dann noch blieb, widmete er der Arbeit. Bald grub er dann in seinem Garten, bald las und schrieb er. Beide Arten von Arbeit schienen ihm gleichwertig, denn der Verstand, so lautete sein Wahrspruch, bedarf ebenso sehr der Pflege und Bearbeitung wie ein Garten.

Gegen Mittag, wenn schönes Wetter war, ging er aus, aufs Land oder in die Stadt, und trat dabei oft in ärmliche Häuser ein. Die Leute sahen ihm dann gern nach, wie er allein vor sich hin ging, in tiefes Nachdenken versunken, auf seinen langen Stock gestützt, in seinem dick wattierten Rock, violetten Strümpfen, groben Schuhen und mit seinem flachen Hut, von dessen drei Ecken drei goldene Quaste herabhingen.

Sein Erscheinen wurde überall freudig begrüßt, als bringe er sozusagen Licht und Wärme mit. Die Kinder und die Greise kamen auf die Türschwelle, wie sie zu tun pflegten, wenn sie sich des Sonnenscheins erfreuen wollten. Er erteilte seinen Segen, und sie wünschten ihm Glück und Segen. Jedem, der etwas bedurfte, zeigte man sein Haus.

Hier und da blieb er stehen, sprach mit den Kindern und lächelte ihren Müttern zu. Solange er Geld hatte, besuchte er die Armen; hatte er keins mehr, so ging er zu den Reichen.

Da ihm seine Soutanen recht lange vorhalten mußten und er dies die Leute nicht allzu sehr merken lassen wollte, trug er bei seinen Gängen in der Stadt immer nur seinen dicken wattierten Rock, der ihm im Sommer manchmal recht lästig wurde.

Zu Hause angelangt, speiste er zu Mittag. Dieses Mahl glich dem Frühstück.

Um halb neun nahm er mit seiner Schwester die Abendmahlzeit ein, wobei Madame Magloire hinter ihnen stand und sie bediente. Es war ein ausnehmend frugales Mahl. Wenn jedoch der Bischof einen seiner Pfarrer zu Besuch hat-

te, benutzte Madame Magloire die gute Gelegenheit, um Seine Bischöflichen Gnaden mit einem vorzüglichen Fisch oder einem delikaten Stück Wild zu bewirten. Jeder Pfarrer war ihr ein willkommener Vorwand, ihren Herrn zu einer Abweichung von seiner strengen Diät zu verleiten, denn für gewöhnlich kamen nur in Wasser gekochtes Gemüse und Suppe mit auf den Tisch. Deshalb hieß es auch in der Stadt: »Wenn der Bischof nicht mit einem Pfarrer speist, isst er wie ein Trappist.«

Nach dem Abendessen plauderte er eine halbe Stunde mit Baptistine und Madame Magloire; dann zog er sich auf sein Zimmer zurück und schrieb wieder, bald auf einzelne Blätter, bald an den Rand eines Folianten. Er war sehr belesen und besaß wissenschaftliche Bildung. Er hat auch fünf bis sechs merkwürdige Manuskripte hinterlassen, unter anderem eine Abhandlung über den Vers im 1. Buch Mose: »Im Anfang schwebte der Geist Gottes über den Wassern.« Er verglich mit diesem Text drei Varianten, eine arabische: »Die Winde Gottes wehten«; die des Flavius Josephus: »Ein Wind von oben blies auf die Erde«, und die chaldäische Paraphrase des Onkelos: »Ein Wind kam von Gott und blies auf die Oberfläche der Gewässer.« In einer anderen Dissertation prüft er die theologischen Werke des Bischofs Hugo von Ptolemais, Urgroßonkel dessen, der dieses Buch schreibt, und wies nach, dass dieser Bischof der Verfasser der verschiedenen im vorigen Jahrhundert unter dem Pseudonym Barleycourt veröffentlichten Abhandlungen sei.

Bisweilen schweifte sein Geist, während er irgendein Buch vor sich hatte, von dem Inhalt desselben ab und überließ sich tiefsinnigen Betrachtungen, von denen er nur abließ, um das Resultat seines Nachdenkens in dem Buch selbst niederzuschreiben. Natürlich standen derartige Aufzeichnungen oft in gar keiner Beziehung zu dem Buch, das sie enthielt. So lautet zum Beispiel der Titel eines seiner Quartanten: »Korrespondenz des Lord Germain mit den Generälen Clinton, Cornwallis und den Admirälen der amerikanischen Station. Versailles, Verlag von Poinçot, und Paris, Verlag von Pissot, Quai des Augustins«. In diesem Buch haben wir folgende von dem Bischof niedergeschriebene Zeilen gefunden:

»O Du, der Du bist!

Der Prediger Salomo nennt Dich die Allmacht, die Bücher der Makkabäer den Schöpfer, die Epistel an die Epheser die

Freiheit, Baruch die Unendlichkeit, die Psalmen Weisheit und Wahrheit. Johannes das Licht, das Buch der Könige Herr, der Exodus die Vorsehung, der Leviticus die Heiligkeit, Esra die Gerechtigkeit, die Schöpfung Gott, der Mensch Vater; Salomo heißt dich den Erbarmer, und dies ist der schönste unter deinen Namen.« –

Gegen neun Uhr abends begaben sich die beiden Frauen in ihre Zimmer im ersten Stock und ließen ihn bis zum anderen Morgen im Erdgeschoss allein.

Hier müssen wir eine genaue Beschreibung der Wohnung unseres Bischofs einschalten.

VI.

Von wem er sein Haus bewachen ließ

Das Haus, das er bewohnte, bestand, wie schon erwähnt, aus einem Erdgeschoss und einem einzigen Stockwerk. Drei Räume im Erdgeschoss, drei Schlafzimmer im ersten Stock, darüber der Boden. Hinter dem Haus ein fünfundzwanzig Quadratruten großer Garten. Die beiden Frauen hatten den ersten Stock inne, unten wohnte der Bischof. Das erste Zimmer, das auf die Straße hinausging, diente als Speisesaal, das zweite als Schlaf- und das dritte als Betzimmer. In dieses Betzimmer konnte man nur gelangen, wenn man durch das Schlafzimmer ging, und dieses war nur durch den Speisesaal hindurch zugänglich. Im Betzimmer war noch ein Alkoven, wo die vom Bischof zu Gast gebetenen Landgeistlichen schliefen.

Die ehemalige Apotheke des Hospitals, ein an das Haus angebautes und im Garten gelegenes Gebäude, enthielt jetzt die Küche und Vorratskammer.

Außerdem befand sich im Garten noch ein Stall, der früher die Küche des Hospitals gewesen war und in dem der Bischof zwei Kühe hielt. Wie viel Milch diese auch geben mochten, die Hälfte davon schickte er regelmäßig jeden Morgen den Kranken des Hospitals. »Das ist der Zehnt, den ich zahle«, pflegte er zu sagen.

Sein Schlafzimmer war ziemlich groß und schwer heizbar. Da das Holz in Digne sehr teuer ist, war er auf den Gedanken gekommen, sich in dem Kuhstall einen Bretterschlag machen zu lassen. In diesem Raum, den er seinen Wintersalon nannte, brachte er, wenn es sehr kalt war, den Abend zu.

In diesem Wintersalon so wie im Speisezimmer waren keine anderen Möbel als ein viereckiger Tisch aus weißem Holz und vier Strohstühle. Im Speisezimmer stand allerdings noch ein altes rosa angestrichenes Buffet. Aus einem ebensolchen mit weißen Obertischtüchern und falschen Spitzen behangenen Buffet hatte der Bischof den Altar gemacht, der in seinem Betzimmer prangte.

Seine reichen Beichttöchter und die frommen Frauen in Digne hatten oft Geld aufgebracht um Seiner Bischöflichen Gnaden einen schönen neuen Altar für das Betzimmer zu verehren; dieses Geld hatte er auch angenommen und den Armen zugewendet. Der schönste Altar, entschuldigte er sich, ist die Seele eines getrösteten Unglücklichen, der dem Herrn dankt.

Im Betzimmer standen zwei Betstühle aus Stroh und in seinem Schlafzimmer ein Armsessel, gleichfalls mit Strohsitz. Hatte er zufällig sieben bis acht Besucher zugleich zu empfangen, den Präfekten oder den General, ober den Stab des Regiments, das die Garnison von Digne bildete, oder Schüler des kleinen Seminars, so sah man sich genötigt, die Sessel und Stühle aus dem Wintersalon, dem Betzimmer, dem Schlafgemach zusammenzuholen. Auf diese Weise konnte man elf Stühle aufbringen.

Es kam aber auch vor, dass zwölf zugleich kamen. Dann verdeckte der Bischof die Verlegenheit dadurch, dass er sich mit seinen Gästen stehend unterhielt.

Allerdings besaß er noch einen Stuhl im Alkoven, aber der Sitz war entzwei, und es fehlte ein Bein, sodass man ihn an die Wand lehnen musste, wenn man sich daraufsetzen wollte. Dergleichen hatte noch Mademoiselle Baptistine in ihrem Zimmer eine sehr große Bergere aus Holz, die vor Zeiten vergoldet gewesen und mit Pekingseide überzogen war, aber die hatte man durch das Fenster in das erste Stock hinaufwinden müssen, weil die Treppe zu schmal war. Sie konnte also nicht zur Aushilfe gebraucht werden, wenn es an Stühlen fehlte.

Mademoiselle Baptistines sehnlichster Wunsch wäre gewesen, Salonstühle und Kanapee aus gelbem Utrechter Samt, mit Rosetten geschmückt und aus Mahagoniholz, das in Form eines Schwanenhalses geschnitzt war, anschaffen zu können. Aber das hätte mindestens fünfhundert Francs gekostet, und da sie in fünf Jahren summa summarum nur zweiundvierzigeinhalb Francs zu diesem Zweck hatte sparen können, gab sie den Gedanken auf. Wer erreicht denn je sein Ideal?

Etwas Einfacheres kann man sich nicht vorstellen als das Schlafzimmer des Bischofs – eine Glastür zum Garten hin; ihr gegenüber das Bett: ein eisernes Hospitalbett mit einem Himmel aus grüner Serge; im Schatten des Betts, hinter einem Vorhang, Toilettengegenstände, die noch die feinen Gewohnheiten des ehemaligen Weltmanns verrieten; zwei Türen, die eine in der Nähe des Kamins, die andere zum Betzimmer; ein großer Bücherschrank; ein marmorartig angestrichener Kamin aus Holz, wo gewöhnlich kein Feuer brannte, mit zwei eisernen Feuerböcken; über dem Kamin ein kupfernes, ehemals versilbertes Kruzifix, das auf schäbigem Samt befestigt und von einem früher vergoldeten Holzrahmen umgeben war. In der Nähe der Glastür ein großer Tisch mit Tintenfass, unordentlich hingeworfenen Papieren und dicken Büchern. Vor dem Tisch der Strohsessel. Vor dem Bett ein dem Betzimmer entlehnter Betstuhl.

Neben dem Bett hingen auf jeder Seite zwei Porträts in ovalen Rahmen. Kleine Inschriften mit Goldbuchstaben zeigten an, dass das eine Porträt den Abt von Chaliot, Bischof von Saint-Claude, das andere den Abt Tourteau, Generalvikar von Agde, Abt von Grand-Champ, vom Zisterzienserorden, darstelle. Diese Porträts hatte der Bischof, als er in dem Hospital Wohnung nahm, in dem ehemaligen Krankenzimmer vorgefunden und sie dort hängen lassen. Waren es doch Bildnisse von Priestern, die vielleicht dem Hospital Schenkungen gemacht hatten, zwei genügende Gründe, die Porträts zu behalten. Alles, was er von diesen Prälaten wusste, war, dass der König sie an demselben Tag, dem 27. April 1785, in ihre Ämter eingesetzt hatte. Diese Notiz hatte der Bischof, als Madame Magloire die Bilder eines Tages heruntergenommen hatte, um sie abzustauben, auf einem vergilbten, auf der Rückseite des einen Porträts aufgeklebten Stückchen Papier gefunden.

Am Fenster hing ein Vorhang aus grobem Wollstoff, der schließlich so alt wurde, dass, um keinen neuen anschaffen zu müssen, Madame Magloire sich genötigt sah, mittendrin eine große Naht zu machen. Diese Naht bildete ein Kreuz, und der Bischof machte oft darauf aufmerksam, mit den Worten: »Wie gut sich das ausnimmt!«

Alle Schlafzimmer ohne Ausnahme waren, wie Kasernenstuben und Hospitalsäle, weiß getüncht. Indessen fand, wie weiterhin ausführlicher erzählt werden soll. Madame Magloire unter den gestrichenen Tapeten in Baptistines Zimmer

Malereien vor. Das Gebäude war nämlich, ehe es als Hospital benutzt wurde, Rathaus gewesen, und aus jener Zeit stammte diese Verzierung des Zimmers. Der Fußboden in den Schlafkammern bestand aus roten Ziegeln, die allwöchentlich gewaschen wurden, und war vor den Betten mit Strohmatten belegt. Im Übrigen herrschte in diesem Haus, wo zwei Frauen walteten, von oben bis unten die peinlichste Sauberkeit. Dies war der einzige Luxus, den der Bischof gestattete: »Das entzieht den Armen nichts«, sagte er.

Indessen muss eingestanden werden, dass ihm von seinem einstigen Reichtum sechs silberne Tafelbestecke und ein Suppenlöffel übrig geblieben waren, an deren Anblick Madame Magloire Tag für Tag ihre Augen zu weiden pflegte. Und da wir den Bischof so schildern wollen, wie er war, so müssen wir noch erwähnen, dass ihm mehr als einmal das Geständnis ent schlüpft war: »Es würde mir schwer werden, wenn ich dem Silbergeschirr entsagen müsste.«

Außer diesem Tafelgeschirr besaß er noch zwei große Leuchter aus massivem Silber, die er von einer Großtante geerbt hatte. Diese Leuchter enthielten zwei Wachskerzen und prangten gewöhnlich auf dem Kaminsims. Hatte der Bischof einen Gast zu Tisch, so zündete Madame Magloire die beiden Kerzen an und stellte die Leuchter auf den Speisetisch.

Im Schlafzimmer des Bischofs selbst, über dem Bett, befand sich ein kleiner Wandschrank, in dem Madame Magloire jeden Abend das silberne Tafelgeschirr verschloss. Freilich, abgezogen wurde der Schlüssel nicht.

Den durch die schon erwähnten hässlichen Gebäude entstellten Garten durchkreuzten vier Alleen, die in der Mitte an einer Senkgrube zusammentrafen. Eine andere Allee zog sich um den Garten längs der Mauer herum. Diese Wege umschlossen vier mit Buchsbaum eingefasste Quadrate. Auf dreien zog Madame Magloire Gemüse, das vierte Beet hatte der Bischof mit Blumen bepflanzt. Hier und da sah man auch Obstbäume. Eines Tages sagte Madame Magloire mit gutmütiger Ironie zum Bischof: »Eure Bischöfliche Gnaden wissen alles recht schön auszunutzen, haben aber doch das Beet da mit Blumen bepflanzt, die nichts einbringen. Es wäre besser, wenn Salat darauf wüchse.« – »Madame Magloire, entgegnete der Bischof, Sie haben da keine richtige Ansicht. Das Schöne ist ebenso nützlich wie das Nützliche.« Dann, nach einer Pause: »Vielleicht noch mehr.«

Dieses Beet, das aus drei oder vier Rabatten bestand, beschäftigte den Bischof beinah ebenso sehr wie seine Bücher. Er arbeitete darauf täglich ein bis zwei Stunden, jätete Unkraut aus, beschnitt die Pflanzen, grub Löcher, in die er die Schösslinge steckte, usw. Aber die Insekten verfolgte er nicht so eifrig, wie es ein richtiger Gärtner für wünschenswert gehalten hätte. Mit botanischen Kenntnissen glänzen zu wollen war auch nicht seine Sache; er kannte nicht die Klassifikationen und den Solidismus, ließ sich nie darüber vernehmen, ob er es mit Tournefort halte oder für die natürliche Methode sei, ergriff nicht Partei für die Antherenschläuche gegen die Kotyledonen, noch für Jussieu gegen Linné. Er studierte nicht die Pflanzen, sondern liebte die Blumen. Er ließ Gelehrte und Ungelehrte unbehelligt und begoss vor allen Dingen jeden Abend im Sommer sein Beet mit einer grünen Gießkanne.

Keine Tür im Haus war verschließbar. Die Tür des Speisenzimmers, die, wie wir schon erwähnt haben, unmittelbar an den Domplatz stieß, war ehemals mit Schlössern und Riegeln versehen gewesen, wie eine Gefängnistür. All dieses Eisenwerk hatte der Bischof abnehmen lassen, und seitdem blieb die Tür Tag und Nacht nur eingeklinkt. Der Erstbeste, der des Weges kam, konnte sie aufmachen. Anfangs hatte diese unverschlossene Tür den beiden Frauen viel Sorge gemacht, aber der Bischof hatte gesagt: »Lasst euch Riegel an eure Türen machen, wenn ihr das wollt.« Schließlich hatten sie sich beruhigt oder stellten sich wenigstens so. Nur Madame Magloire hatte von Zeit zu Zeit noch Anwandlungen von Angst. Wie der Bischof über die Sache dachte, erhellt aus einigen Zeilen, die er in einer Bibel an den Rand geschrieben: »Der Unterschied ist der: Die Tür des Arztes soll niemals verschlossen, die des Geistlichen immerdar offen sein.«

In einem anderen Buch, das den Titel »Philosophie der medizinischen Wissenschaft« führt, hat er geschrieben: »Bin ich nicht ebenso gut ein Arzt wie sie? Auch ich habe meine Kranken; zunächst ihre, die sie Patienten nennen, und dann meine eigenen, die ich die Unglücklichen nenne.«

Und an einer anderen Stelle: »Fragt nicht den, der euch um ein Obdach bittet, nach seinem Namen. Gerade derjenige bedarf der Zufluchtsstätte, dem sein Name Verlegenheiten bereitet.«

Es ereignete sich, dass ein würdiger Pfarrer, wahrscheinlich auf Antrieb der Madame Magloire, ihn fragte, ob Seine Bi-

schöfliche Gnaden sicher seien, nicht eine gewisse Unvorsichtigkeit zu begehen, indem Sie Tag und Nacht das Haus für jeden, der hineinwollte, offen ließen, und ob Sie nicht fürchteten, es könnte ein Unglück geschehen in einem so mangelhaft gehüteten Haus. Der Bischof klopfte ihn mit mildem Ernst auf die Schulter und zitierte: »Wenn der Herr nicht das Haus behütet, wachen die Hüter umsonst.«

Er behauptete gern, der Priester habe so gut seine Tapferkeit, wie der Dragoneroberst. »Nur muss unsere Tapferkeit, fügte er hinzu, eine ruhige sein.«

VII.

Cravatte

Hier dürfen wir eine Begebenheit nicht unerwähnt lassen, die am deutlichsten die Charaktereigentümlichkeiten des Bischofs von Digne erkennen lässt.

Nach der Vernichtung der Räuberbande, mit der Gaspard Bés die Schluchten bei Allioules unsicher gemacht hatte, flüchteten sich die Überreste unter der Anführung eines gewissen Cravatte in das Gebirge. Nachdem er sich eine Zeit lang in der Grafschaft Nizza verborgen gehalten, glückte es ihm, nach Piemont zu gelangen, und von dort aus erschien er plötzlich wieder in Frankreich, in der Gegend von Barcelonnette. Zuerst wurde er bei Jauziers, dann bei Tuiles gesehen. Darauf versteckte er sich in den Höhlen des Joug de l'Aigle, und von dort aus rückte er durch die Schluchten der Ubaye und der Ubayette bis nach Embrun vor und räumte eines Nachts die Sakristei des Doms aus. Seine Räuhereien verbreiteten Schrecken über das ganze Land. Aber vergebens heftete sich die Gendarmerie an seine Fersen: Er entkam immer, und bisweilen ließ er es sogar auf einen Kampf ankommen. In die Gegend nun, die Cravatte beherrschte, kam eines Tages der Bischof auf einer Reise nach Chastelar. Der Maire suchte ihn auf und riet ihm, umzukehren. Cravatte durchstreife das Gebirge bis l'Arche und darüber hinaus. Selbst eine Eskorte biete keine genügende Sicherheit. Man setze nur das Leben der armen Gendarmen unnützen Gefahren aus.

»Ich gedenke ja, ohne Eskorte zu reisen«, erwiderte ihm der Bischof.

»Das kann nicht Ihr Ernst sein, Bischöfliche Gnaden.«

»Das ist so sehr mein Ernst, dass ich jede Begleitung entschieden ablehne und binnen einer Stunde aufbreche.«

»Bischöfliche Gnaden wollen wirklich eine so gefährliche Reise unternehmen?«

»Ganz wirklich.«

»Und allein?«

»Ganz allein.«

»Bischöfliche Gnaden, das werden Sie nicht tun.«

»Im Gebirge«, erklärte der Bischof, »ist eine bescheidene, ganz kleine Gemeinde, die ich seit drei Jahren nicht besucht habe. Es wohnen dort gute Freunde von mir, gutmütige und rechtschaffene Hirten. Von dreißig Ziegen, die sie hüten, ist eine ihr Eigentum. Sie verfertigen recht hübsche bunte Wollschnüre und spielen Gebirgsmelodien auf der Flöte. Sie haben das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit das Wort Gottes zu hören. Was würden sie zu einem Bischof sagen, der sich fürchtet? Was würden sie sagen, wenn ich nicht zu ihnen käme?«

»Aber denken Bischöfliche Gnaden denn gar nicht an die Räuber?«

»Sie haben recht, dass Sie mich an die erinnern. Ich könnte mit ihnen zusammentreffen. Auch sie haben es nötig, dass sie etwas von Gott hören.«

»Bischöfliche Gnaden, aber es ist eine ganze Bande! Ein Rudel Wölfe!«

»Monsieur le Maire, vielleicht will mich unser Heiland gerade über diese Herde zum Hirten einsetzen. Wer kennt die Wege der Vorsehung?«

»Bischöfliche Gnaden, das Gesindel wird Sie ausplündern.«

»Ich habe ja nichts.«

»Sie werden Sie totschiagen!«

»Ach was! Einen harmlosen alten Priester, der seine Gebete murmelt? Was hätten sie davon?«

»Mein Gott, wenn Bischöfliche Gnaden den Kerlen begegneten!«

»Dann würde ich sie um eine milde Gabe für meine Armen ansprechen.«

»Um des Himmels willen, Bischöfliche Gnaden, reisen Sie nicht! Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel!«

»Weiter nichts? Ich bin nicht auf der Welt, um mein Leben, sondern um die Seelen meiner Nebenmenschen zu behüten.«

Man musste ihn also gewähren lassen. Er brach auf ohne andere Begleitung als einen Knaben, der sich erboten hatte,

ihn zu führen. Seine Hartnäckigkeit machte großes Aufsehen und erregte große Besorgnis.

Seine Schwester und Madame Magloire nahm er nicht mit. Er ritt auf einem Maultier über das Gebirge, begegnete niemandem und kam wohlbehalten bei seinen guten Freunden, den Hirten, an. Er blieb vierzehn Tage bei ihnen, reichlich beschäftigt mit der Vollziehung seiner Amtspflichten. Kurz vor seiner Abreise beschloss er, noch ein Tedeum abzuhalten, und sprach mit dem Dorfpfarrer davon. Aber ach! Es war kein bischöflicher Ornat aufzutreiben. Ein paar alte verschossene Damastgewänder mit falschen Tressen, das war alles, was die ärmliche Dorfsakristei ihm zur Verfügung stellen konnte.

»Gleichviel!«, sagte der Bischof. »Herr Pfarrer, wir kündigen unser Tedeum trotzdem an. Die Sache wird sich schon machen.«

Man hielt Umschau in allen benachbarten Kirchen, aber alle Herrlichkeiten, welche diese dürftigen Gemeinden hätten aufbringen können, würden nicht zur angemessenen Bekleidung eines Domkantors ausgereicht haben.

Während man sich noch in vollster Verlegenheit befand, wurde von zwei unbekanntem Reitern, die sich sofort wieder aus dem Staub machten, in der Pfarrwohnung eine Kiste für den Herrn Bischof abgegeben. Dieselbe enthielt einen Chorrock aus Goldstoff, eine mit Diamanten besetzte Bischofsmütze, ein Erzbischofskreuz, einen kostbaren Krummstab, Pontifikalkleider, überhaupt sämtliche Gegenstände, die vier Wochen vorher in der Notre-Dame-Kirche zu Embrun gestohlen worden waren. In der Kiste lag noch ein Zettel, auf dem geschrieben stand: »Von Cravatte an den Herrn Bischof Bienvenu«.

»Sagte ich's nicht, dass die Sache sich machen würde?«, triumphierte der Bischof. »Wer sich mit einem Pfarrerröckchen scheidet, dem sendet Gott ein Erzbischofsgewand.«

»Gott – oder der Teufel«, entgegnete scherzend der Pfarrer, und schüttelte den Kopf.

Der Bischof sah den Pfarrer fest an und wiederholte mit Nachdruck: »Gott.«

Dieses Abenteuer hatte die Wirkung, dass er auf dem Rückweg und in Le Chastelar Gegenstand der allgemeinen Neugierde war. Im Pfarrhaus zu Le Chastelar traf er Made-moiselle Baptistine und Madame Magloire, die dort auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu seiner Schwester: »Nun, hatte ich nicht recht? Mit leeren Händen ist der arme Pries-

ter zu den armen Gebirglern gegangen, und mit vollen Händen kommt er zurück. Ich nahm nur mein Gottvertrauen auf die Reise mit und bringe einen Domschatz nach Hause.«

Am Abend, ehe sie sich zur Ruhe begaben, sagte er noch:

»Fürchten wir nie die Räuber und Mörder. Die Gefahren, die uns von *der* Seite drohen, sind äußere, geringfügige. Fürchten wir uns vielmehr vor uns selber. Die Vorurteile sind die wahrhaft gefährlichen Räuber, die Laster sind die Mörder. Die großen Gefahren lauern in uns. Gleichviel, wer unsere Habe und unser Leben bedroht! Denken wir nur an das, was unsere Seele gefährdet.«

Dann, zu seiner Schwester gewandt, fuhr er fort: »Liebe Schwester, der Geistliche darf nie Vorsicht gegen seinen Nebenmenschen gebrauchen. Was unser Nebenmensch tut, läßt Gott zu. Beschränken wir uns darauf, zu Gott zu beten, wenn wir glauben, dass eine Gefahr uns naht. Beten wir nicht für uns, sondern dass wir nicht unserem Bruder Veranlassung geben, in eine Sünde zu verfallen.«

Im Ganzen war jedoch sein Leben arm an Ereignissen. Wir erzählen diejenigen, die zu unserer Kenntnis gelangt sind; aber für gewöhnlich tat er immer dieselben Dinge zu derselben Zeit.

Was wurde aber aus dem Schatz des Doms zu Embrun? Wir gestehen, dass diese Frage uns in arge Verlegenheit setzt. Diese verführerischen Kostbarkeiten legten nur allzu leicht den Gedanken nahe, sie zu stehlen und zum Vorteil der Armen in bares Geld umzumünzen. Gestohlen war sie ja sowieso schon. Zur Hälfte war die Sache schon getan; das gestohlene Gut brauchte bloß noch eine andere Richtung einzuschlagen und nur die kleine Strecke zu den Häusern der Armen zu wandern. Etwas Positives können wir darüber freilich nicht behaupten. Es hat sich nur unter den Papieren des Bischofs eine kurze Notiz vorgefunden, die sich vielleicht auf diese Angelegenheit bezieht. Sie lautet: »Die Frage ist, ob es dem Dom oder dem Krankenhaus zukommt.«

VIII.

Philosophie bei Tisch

Der Senator, von dem oben die Rede gewesen ist, war ein kluger Mann, der unbekümmert um gewisse Hindernisse wie

Gewissen, Treu und Glauben, Gerechtigkeit und Pflicht sein Schifflin aufs Trockene gebracht hatte. Nie war er von dem richtigen Weg abgewichen, der ihn zu seinem Ziel, der Förderung seiner Interessen, führte. Dieser ehemalige Staatsanwalt, den der Erfolg gemächlich gemacht hatte, war kein schlechter Mensch, denn er erwies seinen Kindern, seinen Schwiegersöhnen, seinen Verwandten, ja sogar seinen Freunden alle nur möglichen Gefälligkeiten. Er hatte nur das, was das Leben Angenehmes bietet, Vergnügungen, Glücksgüter, Gelegenheiten, sich emporzubringen, seiner Beachtung wert gefunden. Alles Übrige kam ihm dumm vor. Er besaß Geist und war gerade belesen genug, um sich für einen Schüler Epikurs zu halten, während er seine Philosophie doch höchstens einem Pigault-Lebrun verdankte. Er spaßte oft und mit Behagen über alles Unendliche und Ewige, selbstverständlich auch über die »Grillen« des Herrn Bischof. Und so sicher war er seiner Sache, dass er sich nicht scheute, seine Witze in Gegenwart des geduldigen Myriel selber zum Besten zu geben.

Bei einer halb offiziellen Festlichkeit mussten einst dieser Senator und der Bischof bei dem Präfekten dinieren. Beim Dessert platzte der Senator, angeheitert, wie er war, aber noch fähig eines gewissen Grads von Selbstbeherrschung, wieder einmal los:

»Seien wir gemächlich, Herr Bischof, und plaudern wir frisch von der Leber weg. Ein Bischof und ein Senator können einander nicht leicht ansehen, ohne mit den Augen zu zwinkern. Wir sind zwei Auguren, und da, dünkte ich, könnte ich Ihnen ja mal ein ausführliches Geständnis ablegen, wie ich als Philosoph die Welt betrachte. Ich philosophiere nämlich auf meine eigene Weise.«

»Daran tun Sie recht, Herr Graf. Wie man philosophiert, so schläft man. Sie schlafen auf einem Purpurbett, Herr Senator.«

»Ich behaupte also, Herr Bischof, dass der Marquis d'Argens, Pyrrho, Hobbes und Naigeon keine Schafsköpfe sind. Ich halte ihre Werke in Ehren und besitze sie in meiner Bibliothek, in Gold gebunden. Diderot dagegen verabscheue ich. Der Kerl ist ein Ideologe, ein Phrasendrescher, ein Revolutionär, der im Grunde doch an Gott glaubt und bigotter ist als Voltaire. Voltaire hat sich über Needham lustig gemacht, aber sehr mit Unrecht; denn Needhams Aale beweisen doch, dass Gott überflüssig ist. Ein Tröpfchen Essig in einen Löffel voll Mehl gegossen tut dieselben Dienste wie das *fiat lux*, das